

Norbert Kössinger

Franz Lichtensteins Ausgabe von Eilharts *Tristrant* (1877)

1. Vorbemerkung

Vorangestellt sei ein Zitat aus einer Rezension zu der 1878 erschienenen *Tristrant*-Ausgabe Franz Lichtensteins:

Meine Ausgabe des Eilhart, deren Erscheinen Hr. L., wie er sagt, habe abwarten wollen, bevor er antwortete, wird ihm Gelegenheit geben, seine Kritik an mir zu üben. Vielleicht hat er bis dahin, da doch noch einige Jahre vergehen, etwas in Grammatik, Metrik und kritischer Methode gelernt. Ist es nicht ein Hohn, daß die Schule, aus welcher solche Früchte hervorgehen, sich nach dem Manne zu nennen wagt, der der Pfadfinder der kritischen Methode war – nach Lachmann?¹

Diese Bemerkungen bilden einen der Höhepunkte – noch nicht den Endpunkt, wie wir sehen werden (s. dazu 4.) – der insgesamt mehr als fünf Jahre dauernden Auseinandersetzung um den Eilhart'schen *Tristrant* mit Franz Lichtenstein (1852–1884) auf der einen und Karl Bartsch (1832–1888) auf der anderen Seite als Protagonisten. Letzterer ist es, der sich in dem eben zitierten Ausschnitt, der auf den 1. Mai 1882 datiert ist und die letzten Sätze des Beitrags mit dem Titel *Kritische Glossen zu einem unkritischen Texte* bildet, bitterböse beschwert.² Bartsch verweist zum einen auf seinen eigenen Plan einer *Tristrant*-Ausgabe, den er zeitlebens nicht mehr realisieren sollte, und wirft dem zwei Jahrzehnte jüngeren Lichtenstein unverblümmt fehlende Kompetenz in jeder für eine Edition (und auch sonst für philologisches Arbeiten) relevanten Hinsicht vor. Zum anderen und vor allem aber richtet sich sein Ärger gegen eine ganze „Schule“, die sich auf den „Pfadfinder der kritischen Methode“, also auf Karl Lachmann (1793–1851) beruft, der für das junge Fach methodisch maßgebliche Editionen herausgegeben hat.³

¹ Karl Bartsch: Kritische Glossen zu einem unkritischen Texte. In: Germania 27, 1882, S. 359–367, hier S. 367. Bartsch verweist eingangs auf den vorangegangenen Schlagabtausch; siehe unten Abschnitt 4.

² Zu Bartsch als Editor vgl. den Beitrag von Holger Runow in diesem Band.

³ Zu Lachmann und seinen Schülern vgl. mit weiterführenden Hinweisen Michael S. Batts: Lachmann, Karl. In: Internationales Germanistenlexikon 1800–1950. Hrsg. und eingeleitet von Christoph König. Bd. 2: H–Q. Berlin, New York 2003, S. 1046–1049. Die neueste Auseinandersetzung: Lachmanns Erbe. Editionsmethoden in klassischer Philologie und germanistischer Mediävistik. Hrsg. von Anna Kathrin Bleuler und Oliver Primavesi. Berlin 2022 (Beihefte zur Zeitschrift für deutsche Philologie. 19).

Der zu diesem Zeitpunkt akademisch noch nicht arrivierte Franz Lichtenstein gehört zum großen Kreis der Schüler um Wilhelm Scherer (1841–1886), so dass der Verdacht im Raum steht, dass hier auf dem Rücken eines frisch Habilitierten Konkurrenzkämpfe zwischen Heidelberg (Bartsch) und Berlin (Scherer) ausgetragen werden, die letztlich viel weiter reichen als die von Bartsch unterstellten grammatischen, metrischen und methodischen Unzulänglichkeiten Lichtensteins.

Doch gehen wir zunächst nochmals einen Schritt zurück und versuchen wir eine Antwort auf die Frage nach dem Auslöser für Bartschs emotionalen Ausbruch und Rundumschlag zu geben. Dazu möchte ich erstens die editorische Herangehensweise, die Ziele und ihre Umsetzung in der bereits 1877 fertiggestellten, zu Ostern 1878 erschienenen *editio princeps* des *Tristrant* Eilharts von Oberge durch Franz Lichtenstein skizzieren.⁴ In einem zweiten Schritt rekonstruiere ich den bereits angedeuteten Streit um diese Ausgabe und ziehe daraus einige Schlüsse für die Editionspraxis und in einer etwas allgemeineren Perspektive für die Fachgeschichte. Die Frage nach jüngeren editorischen Lösungsvorschlägen und -möglichkeiten, ja grundsätzlich die Frage nach dem, was editorisch zu Eilharts *Tristrant* nach Lichtenstein und Bartsch im 20. Jahrhundert erarbeitet wurde (und was für die Zukunft noch zu tun wäre), bleibt dabei explizit ausgeklammert.⁵

2. Biographischer Steckbrief

Da Franz Lichtenstein nicht zu den weithin bekannten Figuren unseres Faches aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gehört, sei ein kleiner biographi-

⁴ Eilhart von Oberge. Hrsg. von Franz Lichtenstein. Straßburg 1877 [recte 1878] (Quellen und Forschungen zur Sprach- und Culturgeschichte der germanischen Völker. 19. Hrsg. von Bernhard Ten Brink, Wilhelm Scherer, Elias Steinmeyer). Die Ausgabe ist auch als Digitalisat greifbar, z. B. über den Link im <https://handschriftenkatalog.de/werke/98> (alle hier und im Folgenden genannten Internet-Links wurden zuletzt am 3.6.2022 abgerufen).

⁵ Vgl. dazu Eilhart von Oberge: *Tristrant. Synoptischer Druck der ergänzten Fragmente mit der gesamten Parallelüberlieferung*. Hrsg. von Hadumod Bußmann. Tübingen 1969 (Altdeutsche Textbibliothek. 70) sowie die vielen editorischen Versuche von Danielle Buschinger zum *Tristrant*. Exemplarisch seien genannt: Eilhart von Oberge: *Tristrant. Edition diplomatique des manuscrits et traduction en français moderne avec introduction, notes et index. Préface de Jean Fourquet*. Hrsg. von Danielle Buschinger. Göttingen 1976 (Göttinger Arbeiten zur Germanistik. 202) sowie Eilhart von Oberge: *Tristrant und Isalde* (nach der Heidelberger Handschrift Cod. Pal. Germ. 346). Hrsg. von Danielle Buschinger. Berlin 2004 (Berliner Sprachwissenschaftliche Studien. 4). Ich selbst arbeite an einer digitalen Neuausgabe. Angekündigt ist: Eilhart von Oberge. *Tristrant und Isalde. Text – Übersetzung – Kommentar*. Hrsg. von Danielle Buschinger und Ronny F. Schulz. Berlin, Boston voraussichtlich 2023.

scher Steckbrief vorausgeschickt:⁶ Der 1852 geborene Johann Franz Lichtenstein stammt aus einer Weimarer Kaufmannsfamilie mit durchaus höheren künstlerischen und literarischen Ambitionen,⁷ die Franz nach der Gymnasialzeit und der Teilnahme am Krieg 1870/71 zum Studium der Deutschen Philologie wie der Musikwissenschaft zunächst nach Jena und Leipzig führen werden. Die Münchner Zeit 1873/74 beim Nachfolger Johann Andreas Schmellers, Konrad Hoffmann (dem übrigens die Eilhart-Ausgabe zugeeignet ist⁸), bringt Lichtenstein endgültig zur Germanistik, 1874 geht er nach Straßburg zu Wilhelm Scherer und wird dort, wie es im Nachruf auf Lichtenstein von Erich Schmidt heißt, „bald ein Liebling Scherer's, ein guter Kamerad im Kreise gleichstrebender Genossen.“⁹ Im Sommer 1875 wird er mit einer Arbeit zum Verhältnis von Eilhart und Heinrich von Veldeke promoviert.¹⁰ Nach dem überraschenden Tod des Vaters und dem Suizid des Bruders im darauffolgenden Jahr ist Lichtenstein auf finanzielle Unterstützung durch Verwandte sowie ein vermutlich durch Scherer vermitteltes Staatsstipendium angewiesen.¹¹ 1877 habilitiert er sich in Breslau mit einer Arbeit zur *Tristrant-Prosa*, also einem eng mit der Promotionsarbeit verwandten Thema.¹² In den Jahren zwischen 1878 bis 1884 veröffentlicht er in der *Zeitschrift für deutsches Alterthum und deutsche Litteratur* und rezensiert vor allem fleißig im *Anzeiger*.¹³ 1883 erscheint in der Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart seine Ausgabe von Michael Lindeners *Rastbüchlein und Katzipori*,¹⁴

⁶ Vgl. zur Biographie Lichtensteins Edward Schröder: Lichtenstein, Franz. In: Allgemeine Deutsche Biographie (1906), S. 694f. [Onlinefassung]; URL: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd1116985887.html>; Erich Schmidt: Franz Lichtenstein. In: Goethe-Jahrbuch 6, 1885, S. 365–367; Red.: Lichtenstein Johann Franz. In: Internationales Germanistenlexikon 1800–1950. Hrsg. und eingeleitet von Christoph König. Bd. 2: H–Q. Berlin, New York 2003, S. 1089f.

⁷ Sein viel älterer Bruder Julius (1824–1876) veröffentlicht in Weimar 1876 (im Jahr seines Suizids) eine Gedichtsammlung, die Franz anonym mit einer Einleitung (ebd., S. III–X) versieht. So ist jedenfalls aus der Angabe im Lexikoneintrag des Internationalen Germanistenlexikons (Anm. 6), S. 1089, zu schließen. Oder handelt es sich um ein Versehen und mit Julius (gest. 1876, Kaufmann) ist der Vater von Franz gemeint?

⁸ Eilhart-Ausgabe 1878 (Anm. 4), S. V.

⁹ Schmidt 1885 (Anm. 6), S. 365.

¹⁰ Vgl. Eilhart-Ausgabe 1878 (Anm. 4), S. I–XLVII.

¹¹ Vgl. Schmidt 1885 (Anm. 6), S. 365.

¹² Franz Lichtenstein: Zur Kritik des Prosaromans *Tristrant* und *Isalde*. Dissertation zur Erlangung der venia legendi bei der philosophischen Facultät der Universität Breslau. Breslau 1877. Laut Schröder 1906 (Anm 6), S. 694, handelt es sich dabei um einen Teil der Vorarbeiten zur Eilhart-Ausgabe, die Lichtenstein bereits im Rahmen seiner Promotion betrieben hatte.

¹³ Eine genaue Auflistung bieten die bio-bibliographischen Hilfsmittel leider nicht. Ich zähle für die Jahre von 1877–1884 mehr als 20 Beiträge. Eine neue biographische Skizze müsste zudem den Nachlass und die Korrespondenz genau auszuwerten. Vgl. König 2003 (Anm. 6), S. 1090.

¹⁴ Michael Lindeners *Rastbüchlein und Katzipori*. Hrsg. von Franz Lichtenstein. Tübingen 1883 (Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart. CLXIII).

1884 schließt er die Arbeit an der *Österreichischen Reimchronik* Ottokars¹⁵ für die *Monumenta Germaniae Historica* ab, ebenso die Neubearbeitung von Max Müllers *German-Classics-Anthologie*¹⁶ – kurz: ein hochaktiver junger Forscher mit den besten Aussichten. Den Rest zitiere ich aus dem bereits erwähnten Nachruf Erich Schmidts:

Frei und thatkräftig schaute er in die Zukunft, als ihm der Sommer 1884 die Ernennung zum ausserordentlichen Professor brachte und ein junges Liebesglück ihn hold umfing. Nach Schluss der Vorlesungen eilte er zur Braut nach Binz auf Rügen. Seine Briefe waren voll Jubels. Am 7. August wollte er seine Mutter und seine Braut nach Weimar geleiten. Noch einmal sollten ihn die Wellen erfrischen; sie warfen ihn als Leiche auf den Sand. Er wurde in Weimar begraben.¹⁷

3. Zur *Tristrant*-Ausgabe

Eine vielversprechende Karriere also, die, kaum begonnen, im Alter von 32 Jahren endet. Die Idee zu einer Ausgabe des Eilhart'schen *Tristrant* ergibt sich für Lichtenstein erst als ein Nebenprodukt aus dem Promotionsvorhaben, in dem es – angeregt durch Wilhelm Scherer – um die Frage geht,

ob man an Lachmanns Ausspruch zur Klage [...] dass Heinrich von Veldeke Eilharts Manieren voraussetze, und des letzteren *Tristrant* demnach nicht später als in den siebziger Jahren des XII. Jahrhunderts gedichtet sei, festhalten dürfe.¹⁸

Lichtensteins Ausgangspunkt ist also zunächst der Rückgriff auf eine These der Autorität im Fach schlechthin – Lachmann –, die im Rahmen der Untersuchung Lichtensteins verifiziert wird, natürlich, möchte man sagen. Aus heutiger Perspektive ist zu ergänzen, dass die Frage der Datierung von Eilharts *Tristrant* bis heute – zwischen einer Früh- und einer Spätdatierung schwankend – ungeklärt ist.¹⁹ Die Forschung arbeitet sich auch bis in die Gegenwart an solchen häufig beiläufig gemachten ‚Lachmann'schen Bemerkungen‘ ab, ich nenne als Beispiel nur eine Bemerkung Lachmanns zu den exegetischen Quellen von Otfrids *Evangelienbuch*, durch die die Forschung in diese Richtung über viele Jahrzehnte regelrecht blockiert wurde, weil man sich von der autoritativen Geste Lach-

¹⁵ Ottokars Österreichische Reimchronik. Nach den Abschriften Franz Lichtensteins hrsg. von Joseph Seemüller. 2 Teile. Hannover 1890, 1893 (MGH. Deutsche Chroniken. V); Nachdruck Dublin u. a. 1974. Vgl. im ersten Teil die Vorrede Seemüllers mit Bemerkungen zu Lichtensteins Leben und Arbeit an der Edition.

¹⁶ Max Müller: The German Classics from the Fourth to the Nineteenth Century. 2 Bde. Neu hrsg. von Franz Lichtenstein. New York 1886.

¹⁷ Schmidt 1885 (Anm. 6), S. 367.

¹⁸ Eilhart-Ausgabe 1878 (Anm. 4), S. VII.

¹⁹ Vgl. Martina Backes: Aus der Feder eines Klerikers? Ein neuer Vorschlag zu Eilharts *Tristrant*. In: Literaturwissenschaftliches Jahrbuch N. F. 43, 2002, S. 373–380, mit Fazit auf S. 379.

manns nicht freimachen konnte.²⁰ Das im Kern der Frage literaturwissenschaftliche Anliegen Lichtensteins wuchs sich nun aber aus, wie er selbst hinzufügt, da sich bereits Lachmann „vermuthlich sein Urtheil über die Technik des Dichters“²¹ aus der allein vollständigen jüngeren Überlieferung des *Tristrant* in Gestalt der Dresdner Handschrift gebildet hatte:

Je weiter meine Untersuchung vorrückte, desto mehr fühlte ich mich gedrängt, ihrer Veröffentlichung zugleich das Material beizugeben, aus dem ich schöpfte, indem ich meinen ursprünglichen Plan zu dem einer Ausgabe erweiterte. Denn, wenn Bartsch in seinen Untersuchungen über das Nibelungenlied S. 61 die Hoffnung äussert, dass die beiden jüngeren Handschriften in Folge der Consequenz mit der sie bei der Umarbeitung des Urtextes, bald die eine, bald beide, Stellen und Reime des Originals herübergenommen, es ermöglichen dürften, fast überall Eilharts Text herzustellen, so war ich vielmehr zu dem Resultate gekommen, dass sich aus der Ueberlieferung des jüngeren Textes nur eine Bearbeitung des Originals (X) gewinnen lasse. Ich darf daher wohl annehmen, dass, wenn auch Bartsch an der beabsichtigten Veröffentlichung des Tristrant festhält, zwei Ausgaben mit so verschiedenen Zielen neben einander Platz haben werden.²²

Nochmals mit anderen Worten: Äußerte sich Bartsch in einer Bemerkung seiner Nibelungenstudie,²³ auf die Lichtenstein verweist, optimistisch, den Autortext Eilharts wiederherstellen zu können, kapitulierte hingegen Lichtenstein ange-sichts des geringen Umfangs der alten Fragmente vor dieser seines Erachtens unlösbaren Aufgabe und zog sich darauf zurück, aus den jüngeren Handschriften lediglich eine Bearbeitung des Originals, die er mit der Sigle X versieht, zu rekonstruieren.²⁴ Die Argumente für diese Vorgehensweise breitet er ausführlich in der Einleitung zur Ausgabe aus, die insgesamt 205 Seiten umfasst und in die auch die nicht separat veröffentlichte Promotionsschrift²⁵ sowie Ergebnisse der Habilitation zum Prosaroman eingeflossen sind, die 1877 in Breslau im Druck erscheint.²⁶ Ich beschränke mich auf die wesentlichen Erkenntnisse Lichtensteins, seine Begründungen und Schlussfolgerungen.²⁷

²⁰ Vgl. dazu Ernst Hellgardt: Die exegetischen Quellen von Otfrids Evangelienbuch. Beiträge zu ihrer Ermittlung. Mit einem Kapitel über die Weißenburger Bibliothek des Mittelalters und der Otfridzeit. Tübingen 1981 (Hermaea N. F. 41), S. VIIff.

²¹ Eilhart-Ausgabe 1878 (Anm. 4), S. VII.

²² Eilhart-Ausgabe 1878 (Anm. 4), S. VIIff.

²³ Vgl. Karl Bartsch: Untersuchungen über das Nibelungenlied. Wien 1865, S. 65: „Die beiden Handschriften von Eilharts Tristan zeigen uns [...] umgearbeitete Texte, sie haben aber oft bald nur die eine, bald beide, Stellen und Reime des Originals herübergenommen, mit solcher Consequenz, dass es möglich sein dürfte, fast überall Eilharts Text wieder zu gewinnen.“

²⁴ Eilhart-Ausgabe 1878 (Anm. 4), S. VIII.

²⁵ Siehe oben Anm. 10.

²⁶ Siehe oben Anm. 12.

²⁷ Einen Eindruck von der Differenziertheit seiner Argumentation vermittelt bereits das Inhaltsverzeichnis auf den Seiten 473–475.

Zunächst drei Punkte zur Textkritik, denen ich zur besseren Nachvollziehbarkeit eine Übersicht zur Überlieferung von Eilharts *Tristrant* mit den entsprechenden Siglen voranstelle, soweit sie Lichtenstein 1877/78 bekannt war:²⁸

Alte Fragmente (Sigle: A; Umfang: 611 Verse; pauschale Datierung Lichtensteins: „XII. Jahrhundert“²⁹)

M: Krakau, Bibl. Jagiellońska, Berol. mgq 661 [früher Berlin, Staatsbibl., mgq 661, davor Magdeburg]

R: Karlsruhe, Landesbibl., Cod. Donaueschingen 69; München, Staatsbibl., Cgm 5249/31; Regensburg, Bischöfl. Zentralbibl., Fragm. I.5.1

Jüngere Bearbeitung (Sigle: X, vollständiger Text)

H: Heidelberg, Universitätsbibl., Cpg 346 (um 1465)

D: Dresden, Landesbibl., Mscr. M 42 (1433)

B: Berlin, Staatsbibl., mgf 640 (1461, Text ab Vers 6103 als Fortsetzung zu Gottfrieds *Tristan*)

P: Prosaroman (Drucküberlieferung ab 1484)

1) Die zentrale These, dass die jüngere Bearbeitung in Gestalt der Dresdner und der Heidelberger Handschrift nicht direkt auf das Alte Gedicht A, sondern auf eine jüngere Bearbeitung X zurückgeht, wird belegt (1) durch fast identische Verse von ADH, (2) durch übereinstimmende Änderungen von DH, (3) durch gemeinsame Fehler von DH, (4) durch gemeinsame Beseitigung älterer Reimungenaugkeiten, und schließlich (5) durch selbständige Weiterentwicklung der Bearbeitungen DH von X aus.³⁰

2) Das alte Fragment M bietet laut Lichtenstein bereits einen Text, der „wahrscheinlich an manchen Stellen schon eine leise Überarbeitung erfahren“³¹ hat, da das Zustandekommen bestimmter Lesarten in D und H sonst nicht zu erklären sei.

3) Das Verhältnis der Lichtenstein erst 1877 nach Abschluss der Arbeit bekannt gewordenen (und für den Druck noch eingearbeiteten) Berliner Handschrift B,³² die lediglich den Schluss ab V. 6103 als Fortsetzung von Gottfrieds *Tristan* bietet, bestimmt er dahingehend, dass aus der Übereinstimmung von D und B keine sicheren Rückschlüsse auf die Gestalt von X gezogen werden kön-

²⁸ Ich nenne dabei die heutigen aufbewahrenden Institutionen zuerst. Vgl. dazu die detaillierten Angaben in: <https://handschriftencensus.de/werke/98>. Noch nicht bekannt war Lichtenstein das Fragment aus St. Paul im Lavanttal (Stiftsbibl., Cod. 9/8). Zu dem mysteriösen Fragment in der Stiftsbibliothek in Fiecht-St. Georgenberg (Tirol), das Elias von Steinmeyer in einem kleinen Beitrag erwähnt (siehe Anm. 83), vgl. die späteren Aussagen Franz Lichtensteins: Zu den deutschen Dichtungen von Tristan und Isolde. In: Zeitschrift für deutsches Altertum 26, 1882, S. 1–18, hier S. 12f. sowie die Angaben in <https://handschriftencensus.de/3015>.

²⁹ Eilhart-Ausgabe 1878 (Anm. 4), S. IXf.

³⁰ Die Punkte (1) bis (5) entsprechen praktisch wörtlich den Gliederungspunkten Lichtensteins, vgl. Eilhart-Ausgabe 1878 (Anm. 4), S. XX–XXXVIII.

³¹ Eilhart-Ausgabe 1878 (Anm. 4), S. XL (im Original gesperrt gedruckt).

³² Vgl. ebd., S. VIII.

nen, bei Übereinstimmung von B und H hingegen X besser fassbar sei.³³ Ein Stemma wird bei Lichtenstein wohl ganz bewusst nicht aufgestellt, da er trotz oder gerade wegen seiner Entscheidungen an der folgenden Einsicht festhält:

Die Uebereinstimmung der einen oder anderen jüngeren Hs. mit der einen oder anderen der älteren ist wohl nur ein Spiel des Zufalls, da ein bestimmtes Verwandtschaftsverhältniss nicht durchführbar ist.³⁴

Das gilt am Ende auch für die Partien, in denen B ins Spiel kommt und bei denen „man mehr oder weniger auf's Rathen angewiesen ist“.³⁵ Editorisch löst Lichtenstein die aus seiner Sicht dilemmatische Überlieferungssituation durch eine Ausgabe der wenigen Bruchstücke des alten Gedichts auf der Grundlage von M und R sowie – separiert davon – durch eine Ausgabe der jüngeren Bearbeitung X auf der Grundlage von D und H unter Berücksichtigung von B nach den dargestellten Leitlinien.³⁶ Das heißt, die Lesarten von D, H und B, aber auch von M und R werden für X im textkritischen Apparat nachgewiesen. Über Text und Apparat hinaus gibt Lichtenstein seiner Ausgabe Anmerkungen bei, die einzelne textkritische Entscheidungen rechtfertigen, aber in Einzelfällen auch stoffgeschichtliche Parallelen und vergleichende sprachliche und literarische Beispiele heranziehen.³⁷ Eine Seite mit Corrigenda sowie ein Verzeichnis der im Text vorkommenden Namen schließen den 475 Seiten starken Band ab.³⁸

Neben der Frage nach den Handschriftenverhältnissen bildet die Frage der Sprache einen zweiten zentralen Aspekt, der von Lichtenstein ausführlich behandelt wird und der (aus heutiger Perspektive) erstaunlicherweise in der heftig geführten Debatte um den Text eine relativ marginale Rolle spielt:³⁹ Eilhart ist in Lichtensteins Augen Niedersachse, der – sein Vergleichsbeispiel ist natürlich Heinrich von Veldeke – nicht hochdeutsch und auch „nicht in dem in seiner Heimat gesprochenen, rein niederdeutschen Dialect“ gedichtet hat, „sondern in einer Form des Mitteldeutschen, deren sich die Gebildeten Norddeutschlands vom XII.–XIV. Jahrhundert für ihre Beteiligung an der hochdeutschen Literatur oder im Verkehr mit Mittel- und Süddeutschen bedienten.“⁴⁰ So konstruiert Lichtenstein vor allem auf der Grundlage der aus dem Grenzgebiet von mittel- und niederdeutschem Sprachraum stammenden Handschrift D ein – zumal heutigen Lesern – etwas gewöhnungsbedürftiges und vor allem in den Wörterbüchern nicht gut repräsentiertes ‚Normalmitteldeutsch‘, wenn man es so nennen darf, bei dem auch schon für Lichtenstein selbst eingestandenermaßen nicht in allen Fällen zu klären ist, ob hier letztlich dann die Sprache der jüngeren Bearbeitung X oder die Sprache Eilharts (das hieße dann von *A) rekonstruiert wird.

³³ Vgl. ebd., S. XLIII–XLVII.

³⁴ Ebd., S. XIX.

³⁵ Ebd., S. XLVI.

³⁶ Ebd., S. 1–23 (A) sowie S. 25–429 (X).

³⁷ Ebd., S. 430–437 (A) sowie S. 437–468 (X).

³⁸ Ebd., S. 468–471.

³⁹ Ebd., S. LIII–LXXXVIII.

⁴⁰ Ebd., S. LIV.

Die Ausgabe bietet im Rahmen der Einleitung aber nicht nur die skizzierte Darstellung der Überlieferungsverhältnisse und Sprache, sondern gemessen an vergleichbaren Dissertationsschriften der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine als geradezu umfassend und monographisch erschöpfend zu bezeichnende Darstellung über Eilharts „Persönlichkeit und Leistung“⁴¹ Heimat und Alter seines Textes, seine französische Quelle, weitere Vorbildgeber der deutschsprachigen und nicht deutschsprachigen Literatur, seine literarhistorische, chronologische Einordnung mit der Entscheidung der Veldeke-Eilhart-Frage im Sinne Lachmanns.⁴² Schließlich folgt eine umfangreiche Materialsammlung mit Zeugnissen zur Rezeption des (Eilhart'schen oder nicht Eilhart'schen) *Tristanstoffs* in der deutschsprachigen Literatur. Lichtenstein setzt dabei Eilhart nach Braunschweig an den Hof Heinrichs des Löwen und sieht in ihm wie bereits ange-deutet einen „niedersächsischen Ministerialen“⁴³ der zudem in enger Beziehung zum im Text genannten Dorf Michaelsstein im Kreis Blankenburg steht. In diesem Kontext, den Lichtenstein gut mit Quellen belegen kann, sei der *Tristrant* in den 1170er Jahren entstanden, zu einem Zeitpunkt, als Eilhart noch relativ jung gewesen sei:

Wir können uns recht wohl denken, dass Eilhart sein Gedicht etwa mit 25 Jahren vollendete. War es doch ein Liebesstoff den er behandelte, ein gegebenes Thema, dessen Ausführung eine naive Lebensfreudigkeit aber keine tiefen Lebenserfahrungen des Dichters bekundet.⁴⁴

Man merkt, wie sich das argumentative Niveau im Unterschied zur Darstellung der Textkritik zuvor verschiebt. Nur zwei weitere kleine Beispiele dafür seien angeführt: Lichtenstein stellt sich erstens den potentiellen Vortrag des *Tristrant* durch Eilhart im Kloster Michaelsstein wie folgt vor:

Der Vortrag des gewiss nicht unschuldigen Liebesgedichtes [...] vor geistlichen Ohren, hat nichts Befremdendes mehr, wenn wir uns erinnern, wie sehr damals in Niedersachsen der streng kirchliche Sinn gesunken und von üppiger Genussucht und Sinnlichkeit überwuchert war.⁴⁵

Zweitens hält Lichtenstein – wie gesagt 1870/71 Kriegsteilnehmer – mit möglicherweise ironischem Unterton fest, dass Friedrich Heinrich von der Hagen und Johann Gustav Büsching ihre ursprüngliche These, bei Eilhart habe es sich um einen Franzosen gehandelt, wieder revidiert hätten: „Feierlich ward von ihnen Eilhart ‚dem deutschen Vaterlande und dem deutschen Dichterreihen‘, aus dem sie ihn fälschlich hatten verstossen wollen, wieder zugeeignet.“⁴⁶ Doch

⁴¹ Ebd., S. CLXXV.

⁴² Siehe dazu oben Anm. 18. Ich übergehe hier auch Lichtensteins Ausführungen zur Metrik. Vgl. dazu ebd., S. LXXXVIII–CXIV.

⁴³ Ebd., S. XLIX.

⁴⁴ Ebd., S. L.

⁴⁵ Ebd., S. LII.

⁴⁶ Ebd., S. XLVIII.

stark zeitgebundene Argumente oder Bemerkungen, wie die eben vorgetragenen, kommen nur sehr vereinzelt vor und belegen im Vergleich, wie sehr wir heute noch in editionsphilologischen Traditionen des 19. Jahrhunderts stehen – und um wie viel weniger offensichtlich in literarhistorisch/literaturwissenschaftlichen Traditionslinien.

Insgesamt kann man die editorische Leistung und das Ringen um einen angemessenen Text der ersten deutschsprachigen Bearbeitung des Tristanstoffes durch Franz Lichtenstein meines Erachtens nicht hoch genug einschätzen. Gerade der textkritische Kniff, nicht ein ‚Original‘, sondern unter Verwendung des gesamten Lachmann’schen Argumentationsinstrumentariums eine Bearbeitungsstufe editorisch einzufangen, halte ich für sehr ausgeklügelt, und man könnte im Nebeneinander von A und X, von altem Gedicht und jüngerer Bearbeitung, geradezu eine frühe Form von Textgeschichte und Fassungsdiskussion sehen, wie wir sie im Anschluss an Bumke und seine Untersuchung zur *Nibelungenklage* vor nicht allzu langer Zeit intensiv geführt haben und noch führen.⁴⁷

4. Die Kritik an der *Tristrant*-Ausgabe

Jedoch: Nicht nur das Leben hat es nicht gut gemeint mit Franz Lichtenstein, sondern auch die Kritik an seiner „Erstlingsarbeit“.⁴⁸ Namentlich der bereits zu Wort gekommene Karl Bartsch konnte sich nicht für den Eilhart Lichtensteins erwärmen, ein Drama in mindestens fünf Akten, das mir für die Editionspraxis des sich etablierenden Faches als in hohem Maße aufschlussreich erscheint.⁴⁹ Der erste Akt ist Bartschs kurz gehaltene Anzeige im *Literarischen Centralblatt* vom Juni 1878, also bereits wenige Wochen nach dem Erscheinen der Ausgabe:⁵⁰ Im Mittelpunkt der Kritik steht hier zunächst, dass Lichtenstein die an sich späte Druckprosa, die aber den alten Text inhaltlich repräsentiere, viel zu wenig als textkritisches Argument berücksichtigt habe. Zu diesem „Mangel kritischer Methode“,⁵¹ wie Bartsch es nennt, kommt hinzu, dass Lichtenstein im Apparat „an nicht wenigen Stellen Verse von H ganz übergangen und weder in den Text aufgenommen noch bei den Lesarten erwähnt“⁵² habe. Das abschließende Urteil, das ausführlicher in einer umfangreicher Besprechung, die Bartsch ankündigt, begründet werden soll, fällt zumindest im Blick auf das Ganze noch zweiseitig aus, zumindest die einleitenden Teile betreffend:

⁴⁷ Vgl. dazu Joachim Bumke: Die vier Fassungen der „Nibelungenklage“. Untersuchungen zur Überlieferungsgeschichte und Textkritik der höfischen Epik im 13. Jahrhundert. Berlin, New York 1996 (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte. 242), zu Eilhart S. 31.

⁴⁸ Eilhart-Ausgabe 1878 (Anm. 4), S. CCIV.

⁴⁹ Zu Bartschs Rezension vgl. auch den Artikel von Holger Runow im vorliegenden Band.

⁵⁰ Vgl. Karl Bartsch: Rez. zur Ausgabe. In: *Literarisches Centralblatt* 26, (29. Juni) 1878, Sp. 859f.

⁵¹ Ebd., Sp. 859.

⁵² Ebd.

Die ausführliche Einleitung ist unzweifelhaft der beste Theil des Buches, namentlich diejenigen Partien, welche den eigentlichen Ausgangspunct der Arbeit bildeten, die stilistischen Untersuchungen über Eilhart und Heinrich von Veldeke; hier sind wirklich hübsche Ergebnisse erzielt; weniger befriedigt der sprachliche Theil, was mit den Mängeln des Textes zusammenhängt. Als Ausgabe aber ist das Buch wegen Mangels an kritischer Methode wie wegen der Unzuverlässigkeit des Apparates als verfehlt zu bezeichnen.⁵³

Den Punkt, Lichtenstein habe die Prosa nicht ausreichend berücksichtigt, breitet Bartsch auch in der umfangreichen Besprechung auf nicht weniger als 16 Seiten aus und baut ihn als entscheidendes Element in seine übergeordnete Argumentation ein:⁵⁴ Eine Restitution von Eilharts Text sei nur mit Hilfe der Prosa möglich, die in der Vorstellung von Bartsch nicht durch einen Bearbeitungsprozess wie D, H oder B geprägt sei, sondern unmittelbar auf den alten Text (A) zurückzuführen sei.⁵⁵ Noch schwerer wiegt aus Bartschs Sicht sein Einwand gegen die Textkonstituierung der Bearbeitung:

Vor allem bedenklich ist der Mangel an Genauigkeit in Benutzung des handschriftlichen Materials; dann der hervortretende Mangel an Sicherheit und Methode, so wie an Scharfsinn in Erkenntniss der gemeinsamen Vorlage.⁵⁶

Im Kern ist es schlampiges Arbeiten, das Bartsch unterstellt und das ihn nach einer zehnseitigen Auflistung von Fehlern, Versehen etc. dazu führt, Lichtensteins Ausgabe „nur in sehr beschränktem Maße [zu attestieren,] wissenschaftlichen Anforderungen“⁵⁷ zu genügen. Den Plan einer eigenen Ausgabe erhält er ausdrücklich aufrecht.⁵⁸

Der zweite Akt ist die Besprechung durch den Österreicher Joseph Strobl (1843–1924), seit 1878 Professor für deutsche Sprache und Literatur in Czernowitz, 1869/70 noch gemeinsamer Herausgeber der *Germania* mit Karl Bartsch.⁵⁹ Die 1879 im *Anzeiger* erschienene Rezension ist wohl das Ende der Männerfreundschaft; die Scherer'schen Bande über Wien werden stärker gewesen sein. Strobl sagt gleich einleitend, dass Lichtenstein seines Erachtens das Ziel „eine[r] kritische[n] ausgabe mit sorgfalt und unter beherrschung der philologischen methode [...] angestrebt und [...] wie selten eine andere, schwierige aufgabe in allen ehren gelöst“⁶⁰ habe. Auf den Text und dessen Konstituierung freilich geht Strobl nur recht sporadisch am Schluss ein:

⁵³ Ebd., Sp. 860.

⁵⁴ Vgl. Karl Bartsch: Rez. zur Ausgabe und zur Habilitationsschrift. In: *Germania* 23, 1878, S. 345–361.

⁵⁵ Vgl. ebd., S. 346–350.

⁵⁶ Ebd., S. 351.

⁵⁷ Ebd., S. 360.

⁵⁸ Ebd., S. 361.

⁵⁹ Vgl. Kurt Ludwig Rein: Strobl, Joseph. In: Internationales Germanistenlexikon 1800–1950. Hrsg. und eingeleitet von Christoph König. Bd. 3: R–Z. Berlin, New York 2003, S. 1834f.

⁶⁰ Joseph Strobl: Rez. zur Ausgabe und zur Habilitationsschrift. In: *Anzeiger für deutsches Altertum* 6, 1879, S. 227–238, hier S. 227.

es ist aus der obigen erörterung des handschriftenverhältnisses hervorgegangen, dass der von Lichtenstein betretene weg, unter vorsichtigem anschluss an die überlieferung den text von X zu gewinnen, der einzig mögliche war. dass das von ihm gebotene keineswegs an allen stellen gleich sicher ist, hat L. selbst eingesehen und ausgesprochen. es ist kein zweifel dass da und dort besseres zu finden war, als wir jetzt im texte lesen, aber die gesamtleistung im auge behalten[d], müssen wir der sorgfalt L.s alle anerkennung zollen.⁶¹

Die Einschränkung Strobls kommt als „wunsch“ zum Schluss und ist eine deutliche Reaktion auf den nicht explizit genannten Bartsch:

es möge L[ichtenstein] sich die mühe nicht verdriessen lassen, die handschriften nochmal zu collationieren und das resultat uns mitzuteilen. ich möchte dass die arbeit, der er so viel fleiss gewidmet hat, von dem einzigen mangel, der ihr mit recht vorgeworfen werden konnte, befreit werde. übrigens hat schon inzwischen Lichtenstein eine nachvergleichung seiner abschriften mit dem drucke vorgenommen und das resultat auf einem blatte mitgeteilt, das den besitzern der ausgabe gratis vom verleger nachgeliefert wird.⁶²

Die nachlässige Arbeitsweise wird also explizit angesprochen, die spontane Reaktion von Herausgeber und Verleger auch. Nur nebenbei bemerkt: Bei dem „blatte“, das Strobl hier erwähnt, handelt es sich, wie Bartsch später richtig vermerkt, um zwei gesonderte Blätter mit Corrigenda, die ich in keinem alten Exemplar der Ausgabe nachweisen kann. Es findet sich jedoch im Nachdruck der *Tristrant*-Ausgabe von 1973 nach den Verbesserungen auf S. 468 als S. 468a-d.⁶³

Dritter Akt ist der 1880 erschienene Aufsatz Bartschs zur Textgeschichte des *Tristrant*,⁶⁴ in dem Bartsch die Vorlage von B – er bezeichnet sie mit der Sigle Y – rekonstruiert, sie als „Handschrift des Originals“⁶⁵ bezeichnet und die Übereinstimmungen von B und Prosa so erklärt, dass diese nicht auf X, sondern eben auf das Original zurückgehen, letztlich eine konsequente Weiterentwicklung seiner bereits vorgetragenen These. Wieder folgt eine umfangreiche Liste mit Fehlern bei Lichtenstein. Bartschs letzter Satz lautet: „Das völlig ungenügende der Ausgabe auch nach Seiten der Genauigkeit muß daher, selbst wenn man von den höheren Anforderungen einer kritischen Bearbeitung absieht, jedem in die Augen springen.“⁶⁶

Vierter Akt: Endlich – 1882, also vier Jahre später – meldet sich Lichtenstein selbst in einem Artikel der *Zeitschrift für deutsches Alterthum* zu Wort, dies aus verschiedenen Gründen, wie er darlegt:

⁶¹ Ebd., S. 237.

⁶² Ebd., S. 238.

⁶³ Der Nachdruck der Ausgabe ist im Olms-Verlag erschienen.

⁶⁴ Karl Bartsch: Zur Textgeschichte von Eilharts Tristrant. In: Germania 25, 1880, S. 365f.

⁶⁵ Ebd., S. 375.

⁶⁶ Ebd., S. 376.

einmal hat Bartsch gegen einige namhafte gelehrte, welche meine arbeit in schutz genommen haben, die gehässigsten vorwürfe geschleudert, wodurch ich mich verpflichtet fühle, nunmehr selbst in den kampf einzutreten, der, in heftigster weise über meinen kopf hinweg geführt, bis in die spalten dieser zeitschrift sich erstreckte. dann aber gelingt es mir vielleicht doch, meinen gegner von einigen groben irrtümern zu überzeugen, welche bei ihrer principiellen bedeutung auf seine edition des Eilhart den verderblichsten einfluss zu nehmen drohen.⁶⁷

Es folgt ein kurzes Resümee der Kritik Bartschs in der *Germania* und schließlich der Hinweis darauf, dass Bartsch

seitdem zu widerholten malen seinem unwillen über meine arbeit in immer heftigeren ausdrücken luft gemacht [habe], indem er schliesslich das buch, welchem er noch in seiner recension [...] viele hübsche und feine bemerkungen sowie fleissige allseitige durcharbeitung des materials nachrühmte, als eine elende ‚pfuscherarbeit‘ bezeichnete. man erwarte von mir nicht dass ich in den ton dieser schimpfereien einstimmme.⁶⁸

Es wird nun also polemisch und Lichtenstein kann sich trotz gegenteiliger Behauptung einen bisweilen bis zum bitteren Sarkasmus reichenden Ton nicht ver kneifen, wenn er Bartsch als „rührigen gelehrten“⁶⁹ oder als „den Heidelberger kritiker“⁷⁰ bezeichnet oder wenn er schreibt: „wer aber den kritischen besen so eifrig vor fremder türe führt, der sollte erst die eigene schwelle rein fegen“,⁷¹ wenn er Bartschs Ausgabe Albrechts von Halberstadt als „unwissenschaftliche spielerei“⁷² bezeichnet und Punkt für Punkt die Kritik Bartschs an seiner Ausgabe widerlegt. Wichtig erscheint mir dabei sein methodisches Credo zu sein, das exemplarisch in folgender Stelle zum Ausdruck kommt:

es schien mir methodischer, in so verzweifelten fällen (wie sie zuvor reichlich aufgezählt werden), die überlieferung, wie schlecht sie immer war, einfach wiederzugeben, als die benutzer einer kritischen ausgabe mit versen eigenen fabrikates zu behelligen.⁷³

„Textkritik“ hat also bei Lichtenstein einen klar definierten Maßstab und eine Grenze, nämlich den überlieferten Text selbst. Das konnte Bartsch natürlich so nicht auf sich sitzen lassen und er reagiert mit den bereits eingangs zitierten *Kritischen Glossen zu einem unkritischen Texte*, die sich nun wie gesagt gegen eine ganze Schule wenden. Bartschs alternatives Credo lautet:

⁶⁷ Franz Lichtenstein: Zu den deutschen Dichtungen von Tristan und Isolde. In: Zeitschrift für deutsches Altertum 26, 1882, S. 1–18 [darin S. 1–12: I Antikritische Bemerkungen zum Texte von Eilharts Tristrant, der gesamte Artikel ist datiert auf „Sommer 1881“, S. 18], hier S. 1. Aus dem ersten Absatz geht hervor, dass Lichtenstein bereits auf Bartschs kurze Anzeige im *Litterarischen Centralblatt* (Anm. 50) eine Replik vorgelegt hatte, die aber nicht angenommen wurde.

⁶⁸ Lichtenstein bezieht sich hier auf die in Anm. 50 und Anm. 54 genannten Rezensionen.

⁶⁹ Lichtenstein 1882 (Anm. 67), S. 3.

⁷⁰ Ebd., S. 4.

⁷¹ Ebd., S. 3.

⁷² Ebd., S. 3. Vgl. dazu ausführlich Holger Runow im vorliegenden Band.

⁷³ Lichtenstein 1882 (Anm. 67), S. 9.

Daß etwas weggescchnitten, sieht auch das blödeste Auge; Auslassungen erkennt schon nicht jeder; und ob ein Text entstellt und corrumpirt ist, noch weniger. In allen Fällen ist das Echte verloren; es zu finden, Aufgabe der Kritik. [...] Daß der Versuch, aus einem überarbeiteten Texte späterer Zeit einen älteren herzustellen, wie ich ihn wiederholt gemacht, nicht etwas von mir erfundenes ist, weiß jeder, der mit der Geschichte der Kritik auf germanistischem Gebiete bekannt ist.⁷⁴

Bartsch versteht mithin das, was Lichtenstein als „unwissenschaftliche Spielerei“⁷⁵ geißelt, als „kleines philologisches Kunstwerk“,⁷⁶ wobei die „Schwierigkeit, die Verderbniß des Textes zu heben, [...] die Richtigkeit des Princips nicht gefährden“⁷⁷ kann.

Der fünfte und letzte Akt ist schließlich die *Abwehr* Lichtensteins von 1882⁷⁸ und als letztes Wort in der Debatte die *Beleuchtung einer Abwehr* von Bartsch 1883,⁷⁹ beides im Grunde nur kurze Stücke voll persönlich gefärbter Polemik, aus denen leidenschaftliche gegenseitige Verachtung hervorgeht und die nichts mehr zur eigentlichen Sache beitragen.

5. Ein Fach – zwei Gesichter

Abschließend sei das meines Erachtens insgesamt ausgewogene und nicht zu stark verklärende Urteil über die Eilhart-Ausgabe Lichtensteins aus dem Nachruf Erich Schmidts zitiert, der natürlich zur Scherer-Schule gehört:⁸⁰

Nicht überall sind die Vorzüge der musterhaften, weit und tief greifenden Einleitung nach Verdienst anerkannt, die Versehen in der höchst schwierigen Textgestaltung billig beurtheilt worden [...] Die Kunst der Reproduction eines zertrümmerten und abgeleiteten Dichtwerks, die Gabe auch einer unsicherer Überlieferung das runde Bild einer dichterischen Individualität abzugewinnen, die Entwirrung der Filiation der Motive, die Verbindung von Poesie und Cultur, die ausgezeichnete Stilanalyse versprachen unserer Wissenschaft reiche Ernten.⁸¹

Es ist dies der paradigmatische Blick auf ein Fach, das schon in seiner ersten Konsolidierungsphase in den 1870er Jahren offensichtlich ein Stück weit auseinanderfällt. Am genauesten beobachten ließ sich dies im heftigen Ringen um einen angemessenen Begriff von Textkritik, der zwischen Überlieferungsgebundenheit und divinatorisch-künstlerischer Eingebung changiert. Das ausgefeilte textkritische Instrumentarium, das Lichtenstein in der Einleitung seiner Ausgabe

⁷⁴ Bartsch 1882 (Anm. 1), S. 360f. Vgl. zur Passage den Beitrag von Holger Runow in diesem Band, bei Anm. 73.

⁷⁵ Siehe o. Anm. 72.

⁷⁶ Bartsch 1882 (Anm. 1), S. 363.

⁷⁷ Ebd., S. 365.

⁷⁸ Franz Lichtenstein: Abwehr. In: Anzeiger für deutsches Altertum 8, 1882, S. 374.

⁷⁹ Karl Bartsch: Zur Beleuchtung einer ‚Abwehr‘. In: Germania 28, 1883, S. 128.

⁸⁰ Vgl. Volker Ufertingen: Erich Schmidt. In: König 2003 (Anm. 59), Bd. 3, S. 1618–1621.

⁸¹ Schmidt 1885 (Anm. 6), S. 366.

heranzieht, beeindruckt – bei aller durchaus berechtigten Kritik an der editorischen Umsetzung – durch die Reflektiertheit und Nachvollziehbarkeit der gut begründeten Einzelschritte. Wegweisend sind sicher die Teile der Ausgabe, die einen weiteren, zum Teil europäischen literaturgeschichtlichen Rahmen ausloten, ohne dabei jemals den Gegenstand aus dem Blick zu verlieren (wie etwa andernorts durch vage stoffgeschichtliche Konstrukte zum Tristanstoff), und mit denen Bartsch, vermute ich, wenig anfangen konnte und die er allenfalls als „hübsch“⁸² zu bewerten vermochte.

Aufschlussreich ist von daher auch der kleine Beitrag Elias von Steinmeyers mit dem Titel *Die Anfänge des höfischen Romans in Deutschland*. Steinmeyer hält sich als Reihenherausgeber der *Quellen und Forschungen*, in denen die Eilhart-Edition erschienen ist, zurück. Seine Position ist inhaltlich indes klar auf der Seite Lichtensteins und reagiert wohl noch nicht direkt auf Bartschs ausführliche Rezension (datiert auf 22. Mai 1878, erschienen sicher erst einige Monate später):

Immerhin war auch diese Ausgabe schwierig genug bei der außergewöhnlichen Verderbtheit der Ueberlieferung; sie darf aber als gelungen bezeichnet werden [...]. Wer sich eingelebt hat in die deutsche Poesie des 12. und 13. Jahrhunderts, wird gar häufig auf Stellen in der Bearbeitung treffen, die sich ihm sofort als Eigenthum des Bearbeiters ergeben; aber den ursprünglichen Verhalt wird er, wie die Dinge einmal liegen, niemals zu eruiren vermögen.⁸³

In der Edition Franz Lichtensteins begegnen uns bereits, etwas vereinfachend gesagt, die zwei Gesichter unseres Faches, die auch heute häufig gegeneinander ausgespielt werden und deren produktives Zusammenspiel so wichtig für beiderseitige Erkenntnisgewinne sind: das eine Gesicht mit einem deutlichen philologisch-editorischen Schwerpunkt, das sich bis in die Gegenwart am Erbe Karl Lachmanns abarbeitet. Das andere Gesicht ist die „Scherer-Schule“, die ihren Fragehorizont und ihre methodischen Zugangsweisen radikal ausweitet, zu denen editorisches Arbeiten nur als ein Baustein gehört. Ich denke, es ist klar, wofür Franz Lichtenstein sich entschieden hätte, wäre ihm ein längeres Leben beschieden gewesen.

⁸² Bartsch 1878a (Anm. 50), Sp. 860.

⁸³ E[lias] S[teinmeyer]: Die Anfänge des höfischen Romans in Deutschland. In: Augsburger Allgemeine Zeitung 1878 (Donnerstag 18. April), Nr. 108, Beilage, S. 1601f. Bartsch vermutet hinter der Autorsigle „ES“ im übrigen Erich Schmidt. Vgl. Bartsch 1878b (Anm. 54), S. 349.